

Sonnenschein um Christl

Roman von Mara Mägander

Urheber-Rechtschutz: Deutscher Roman-Verlag vorm. E. Ullrich, Bad Sachsa (Sachsen)

24. Fortsetzung.

Da schwieg Ute und hätte doch so gerne mehr gewußt; denn sie liebte die Christilfrau, wie sie sie auch schon heimlich in ihrem Herzen nannte.

Noch einen Blick. Ein Abschiednehmen von dem kleinen Reich, das ihr eine Weile Heimat gewesen war. Dann wandte sich Christl energisch der Tür zu.

Vorsichtig ging sie den Gang lang. Christl, langsam geführt von der Ute. Wenn sie nun noch zur Treppe hinunterkomen, zum Haus hinaus, dann war alles gewonnen.

Bang klopfte Christils Herz. Sie schlich sich aus dem Haus hinaus wie ein Dieb. Und doch hatte sie viel Liebes und Gutes hier erfahren.

Ute knarrte die Treppe. Die schweren Teppiche dämpften den Schritt.

So, nun war es nur noch eine Sekunde bis zur Haustür.

Da — ein breiter, großer Schatten sperrte den Weg.

Als Christl aufblickte, sah sie in Günthers erlauchten Augen.

Günther prallte zurück, als sehe er eine Erziehung. Christl in Bauerntracht! Gestern in burgarischer Tracht heute in oberbayerischer Tracht! Hatte denn der Falching noch kein Ende? Narrte ihn die tolle Maskerade schon wieder?

Er schaute noch einmal genauer hin, um sich zu überzeugen. Doch es war Christl. Diesmal ohne Buder und Schnurkette, in den großen, braunen Augen banges Erschrecken. Was sollte das alles?

Günther tat in seiner Verblüffung das Ungeschickteste, was er etwa hätte tun können. Er ging einen Schritt auf Christl zu und legte ein wenig spöttisch:

„Ich dachte, der Falching wäre zu Ende.“

Christl, die aus einem bangen Schreien in das Gefühl einer großen Freude hineingestürzt war, erstarnte unter diesen Worten. An den Falching hätte Günther nicht röhren dürfen. Das war eine wunde Stelle in ihrem Herzen. So antwortete sie denn mit bitterem Spott:

„Nein, Graf Preßwihl! Bei mir ist das ganze Leben ein einziger bunter Falching. Ich wünsche Ihnen hier noch viel Vergnügen!“

Dann ging sie an ihm vorbei, so rasch es ihr schlimmer Fuß erlaubte. Vor dem Tor stand der Bauernwagen, den sie hastig bestiegen.

„Fahr zu, Sepp, daß wir den Zug net verpassen!“ rief sie dem Burschen zu, und das Gefährt entfernte sich rasch.

Günther stand immer noch auf dem gleichen Fied in der Tiefe, als der Wagen längst davongefahren war. Er sah das alles nicht so rasch. Christl in Bauerntracht! Christl verließ das Haus in dieser frühen Stunde in diesem merkwürdigen Aufzug! Was hatte das zu bedeuten? Wohin floh sie? Und vor wem floh sie? Denn wie eine Flucht sah das Ganze doch aus. Wie eine Flucht oder ...

Warum war es so schwer, an das Gute im Menschen zu glauben, wenn man erst einmal eine Enttäuschung erlebt hatte? Günther konnte es nicht vergessen, daß sich die kleine Christl von einem Bauernbürgern vor aller Welt hatte lässen lassen. Freilich war es im Falching. Und der Falching war ja jetzt wohl vorbei.

Man mußte dieser Sache auf den Grund gehen. Er wollte hier warten, bis die Ute wiederkam. Oder kam das Mädchen etwa auch nicht wieder? Hatte es teil an den heimlichen Abenteuern der Herrin?

Günther legte sich auf eine der kostbaren Ruhebänke der Diele. Er hatte die Nacht kaum geschlafen. Immer hatte ihm Christls Bild vor Augen geschwebt. Der reine Glorenton ihrer Stimme hatte in seinem Herzen weitergeklungen.

Mutter konnte nicht „Ja“ sagen

Die Familie Hurst hat im Laufe von drei Generationen nicht weniger als 120 000 Jahre in Vermont auf dem Standesamt zusammengeschmolzen. Aber erst der jüngste und vermutlich letzte Standesbeamte aus der Familie Hurst hat etwas aus seinen Erinnerungen und aus den Erzählungen seines Vaters und Großvaters vereint. Nun selbst passierte bei einer Trauung folgender Zwischenfall: Mutter und Tochter betraten gleichzeitig. Die Tochter war gut in Form. Die Zeremonie war schnell vorüber. Aber als die Mutter an die Mutter kam, konnte diese das Wort „Ja“ nicht herausbringen. Endlich trat die soeben getraute Tochter vor und flüsterte der Mutter zu, sie möge mit der Hand das strahlende Band nach vorne gerütteln. Gebis zurückzuleben, damit die Sprachfähigkeit wiederherstellt. Die Mutter zuckte, offenbar ganz in ihr Glück verfunken, zusammen, tat, was die Tochter ihr tief, und sagte endlich das erlösende „Ja“.

Gute Einfälle — schlechtes Ende

Irgendwo in Newyork ist in einem einsamen, schlechten Zimmer in diesen Tagen ein gewisser C. Tyle gestorben, ein Mann, auf den sich wohl kaum jemand befreit, der nicht etwa die Lebensgeschichte des Tennishars Suzanne Lenglen zu seiner Lebensausgabe gemacht hat. Denn für Suzanne war dieser Tyle eine wichtige Person. Sie wurde von ihm — wie man im Amerikanischen sagt — „managiert“. Er machte sie zu etwas. Er dachte für sie die Reklame aus, ohne die es nun einmal nicht geht in dieser Welt. Tyle war voll mit guten Ideen. Er hatte immer etwas Neues auf Lager, wenn das Interesse des Publikums für eine Sache zu erlahmen begann. Tabel sah er zu, daß er weder sein Publikum noch seine Kunden, die von ihm gehanagten Personen, enttäusche. Als er einmal im Kaffeehaus einen Boxkampf zugesehen, eines armen verkrüppelten Bergmanns angesehen hatte und keinen Partner fand für den von ihm engagierten Boxer, ging er selbst in den Ring und ließ sich verpinkeln. Doch die letzten Jahre seines Lebens waren anders, als er es sich hätte träumen lassen. Er wußte nicht mehr, wie er sich in dieser immer rascher werdenden Welt zurechtfinden sollte. Er hatte sein Kapital in schlechten Spekulationen verloren. Ihm blieb nur noch eins: eine neue Idee, von der er wenigstens bis zum Lebensende leben konnte. Er kaufte in den Kaffeestuben in

Der Gedanke an Mabel war ihm unerträglich geworden. Nur Christl erfüllte ihn noch ganz. Und nun, da er das holde Bild seines Traumes wiederholte, verschob es sich. Wurde verzerrt durch etwas, was er nicht fassen konnte.

Wohin ging Christl zu dieser Stunde in der Bauerntracht? Die Fußverletzung schien doch nicht so schlimm. War das alles Theater? Wo war hier die Wahrheit zu suchen? Man sah in lauter Nebel, der einem unter der Hand wie ein Nichts zerrann.

Da kam die Ute zurück. Er kannte sie durch das breite Fenster beobachtet. Sie schien es eilig zu haben und schaute sich ängstlich um. Günther wollte sie um jeden Preis sprechen.

Mit zwei Schritten war er an der Tür, stürzte über den Hof auf das Mädchen zu. Er schreckte sich Ute zurück.

„Wo ist die gnädige Frau?“ herrschte er sie an.

„Das weiß ich net!“ log die Ute tapfer drauflos.

„Du mußt es doch wissen, Mädchen! Du bist doch mit ihr geangestellt!“

„Freilich! Bis an das Tor! Aber dann is davongefahren.“

„Davongefahren? Mit wem denn?“

„Weiß i net! Hab i net kenn!“

„Du hast ihn nicht gekannt?“

„Nal! Und jetzt losen S' mi gehn! I muß an met Arbeit.“

Wie der Blitz verschwand die Ute im Gesindehaus. Als sie den Zug pleiten hörte, lochte sie verdächtig. Die konnten Frau Christl lange lachen. Sie lagte nichts. Und den Brief, den ihr Frau Christl für die Gräfin gegeben hatte, den wollte sie nieber auch nicht gleich abgeben. Dazu war in einigen Tagen wohl auch noch Zeit.

Christl sah in ihrem Abteil, das Gesicht dem Fenster zugewandt, und schluchzte hilflos wie ein Kind. Das Spinnentüchlein war schon ganz naß von Tränen, und die schmalen Schultern bebten von innerer Erregung.

Warum war ihr diese leichte Begegnung mit Günther nicht erspart geblieben? Warum hatte sie nicht heimfahren dürfen, die schöne Erinnerung an die leichte Begegnung im Herzen? Der gestrige verblüffende Abend hatte vieles wieder gut gemacht. Nun fingen die Wunden aufs neue an zu bluten.

Sie hörte den Spott in Günthers Stimme:

„Ich dachte, der Falching wäre zu Ende.“

Dann schaute sie wieder ihren Blick: erstaunt, fremd, spöttisch.

Genauso wie damals auf dem unglücklichen Falchingsball, an dem sie sich der Verlobung des hansei nicht hatte entweichen können.

Warum mußte ihr dieses noch gelachen? Sie fühlte sich grenzenlos elend und grenzenlos verlassen. Die Zukunft schien ihr eine trostlose Dunkelheit, in der auch nicht das kleinste Lichtlein der Freude mehr glänzte.

Was nützte es ihr denn, daß draußen die Frühlingssonne schien? Dass ein sanfter Wind das klatschende Vand wachele zu neuem Blühen? Für sie schien alles tot.

Der Zug aber raste weiter. Ein immer gleiches Bild lagen die Schienen, und die Räder rollten schwer und hart über das Herzeleid Christls.

Bauern kamen und gingen. Sie trugen die Sorgen ihres Alltags in das enge Abteil. Christl sah und hörte nichts. Sie hatte den Mantel über den Kopf gezogen und ergab sich hemmungslos ihrem unerlösten Schmerz.

Da berührte etwas Kühltes, Feuchtes ihre herabhängende Hand. Ein warmer Hundekörper drängte sich gegen ihre Knie.

„Geh, Hektor! Wirst lästig! Geh, leg dich, sei brav!“

sagte eine ruhige Stimme.

Aber der Hund gehorchte diesmal ausnahmsweise nicht. Er drängte sich schmeichelnd an Christl, als fühle er, daß hier einem Menschenherzen Weh geschehen war.

Als Christl erstaunt den trümmernäßen Blick hob, sah sie in zwei gute, treue Hundeäuglein. Da hob sie die Hand und streichelte zärtlich über den rasiigen Kopf des schönen Schäferhundes. Einmal und noch einmal. Die Nähe des Tieres beruhigte sie. Es ging eine Wärme von ihm aus, die ihr im Augenblick wohltat. Ihr ganzer Körper war immer in irgend einer Weise mit Tieren verbunden. Und so schien ihr auch jetzt der brave Vierfüßer der beste Trost.

Sein Herr trug die Tracht der Gebirgier, aber das Gesicht paßte nicht dazu. Die schöne schmale Hand trug einen kostbaren Ring.

Als er merkte, daß Christl Freude an seinem Hund hatte, ließ er ihn gewähren. Das junge, tränennasse Gesicht tat ihm leid.

„Net so viel weinen!“ lagte die ruhige Stimme. „Meist ist's die Sache gar net wert! Wenn man genauer hinschaut, lohnt es gar net, daß man traurig ist.“

„Ich hab so viel Schmerzen im Fuß!“ lagte Christl; denn doch ihr das Herz wehtat, konnte sie dem Fremden Mann nicht lügen.

„Wird auch wieder gut! Wird alles wieder recht! Unter Herrgott richtet's schon wieder!“

„Manchmal is nichts mehr zum Richtnen! — Aber schön is Ihr Hund! Hektor heißt er, soll?“

„Ja, so ist's. Und treu wie Gold. Treuer wie der beste Mensch.“

„Das sind die Tiere überhaupt. Treuer und besser als die Menschen.“

„So jung, und haben schon so schlechte Erfahrungen gemacht.“

Christl antwortete nicht. Sie war längst gewöhnt, daß sie immer noch für durchschaubar jung und kindlich gehalten wurde, daß ihr niemand zutraute, daß sie nun schon zweieinhalb Witwe war.

Sie spielte mit dem schönen Fell des Hundes, dem die Liebkosung der weichen Frauenhand gut zu gefallen schien.

Christl liebte den treuen Blick, die zärtliche Schmiegaufenthalte des Tierkörpers. Wie viel reichere Ausdrucks möglichkeiten lagen darin als in tausend Worten, die ein Mensch dem anderen zu sagen vermochte.

Gleich hinter Röthenheim stieg der Herr in der Pederhole mit seinem Hund aus. Es war schwer, das Tier zum Auto steigen zu bewegen. Christl hatte es ihm angeboten.

„Grüß Gott, Bräutlein! Und nicht so viel weinen! — Da, Hektor, was is denn? Magst nicht mit mir kommen? Du magst doch sonst die Damen nicht gern leiden.“

Der Herr lachte, grüßte und stieg aus. Der Hund aber wandte wieder und wieder den schönen Kopf und bellte laut auf.

Christl war durch das kleine Erlebnis aus ihrer Traurigkeit herausgerissen. Sie schaute nun aus dem Fenster.

Weit dehnte sich das Land. Schon schritt der Bauer über den Acker und versenkte das Korn in die lockere, aufnahmebereite Erde.

Na, nun wurde es wieder einmal Frühling.

Wie Christl dieses allererste Erwachen liebte! Es dünktete sie schöner und reicher als das üppige Blühen des Sommers. Die Bäume streckten sich mächtig im Sonnenchein und die Knospen waren dick und erwartungsvoll an den zarten Zweigen. Gab es etwas Heineres und Nährenderes als die zarte, weiße Birke?

Die Baumbrüder — sie stand hier in der moorigen Heide wie hingewehlt. Alle Stürme, die im Winter über das Land gegangen waren, hatten ihrer Schönheit nichts anhaben können. Sie stand und ließ sich zärtlich vom Frühlingswind wiegen. Schmücklich darauf wartend, daß auch sie ein grünes Blätterkleid bekommen sollte.

Nichts mehr einzuwenden . . .

Newyork den Kaffeesatz zusammen und braute daraus auf einem fahrbaren Kaffeehaushalt einen eigenen Kaffee, den er ganz billig abgab. Aber dieser Kaffee war so schlecht, daß niemand zweimal bei ihm Kaffee trinken wollte. Er mußte also dauernd weiterzugehen durch Newyork. In keinem Stadt-

viertel hielt er sich längere Zeit auf. Und wenn Newyork für ihn zu Ende war, mußte er verbünden mit seiner Kaffee maschine. Doch das Schicksal meinte es besser. Er starb mittleren Alters in seiner Wohnung mit Kaffeesatz . . .

Nichts mehr einzuwenden . . .

Otto Raven wollte die Christine Epping heiraten. Wollte er ein Wille allein ist da eben um die Hälfte zu wenig.

Christine wollte nämlich nicht.

„Bist ein dummes Biß“, sagte Mutter Epping, eine gebürtige Kölnerin, „aber sieh doch gut aus, der Otto; und ein einsamer Haus hat er, und ein Einkommen . . .“

„Du wirst erst zu Verstand kommen, wenn für ein ander Mädchen die Glocken läuten . . .“

Franz Epping, Christines Bruder und Ottos Freund, hieß seine Schwester eine „blöde Gans“ und seinen Freund „total verrückt“.

Christine weinte vor Zorn. Sogar Mutter Epping nannte ihren Erstgeborenen einen „herzlosen Patron“.

Franz Epping grinste nur; tatsächlich, er grinste. Anders konnte man sein unverschämtes Lächeln nicht nennen.

In der Folgezeit aber pfiff er die reizende Melodie, sobald seine holde Schwester ihn ärgerte.

Einmal warf sie in heller Wut den nassen Schuhsatz nach ihm. Er fing ihn auf, schwankte ihn wie eine Fahne im Takt des Liedes:

„Wie wenden dir den Jungfernstrauß . . .“ und sang nun danach sein garstig Lied von der „verpohten Ehe im Leben . . .“

Musikalisch war der Franz. Und einfallsreich auch.

Christine knallte die Wohnungstür zu, daß der Stiel von der Decke riefelte.

Dann setzte sie sich, schaumt und ausgepumpt, auf einen Stuhl; ohne ihren Schuhsatz waren sie sowieso nur ein halber Mensch. Und dem Bruder nachzugehen um das gute Stück? Nein! Nieber sollte die Wohnung im Schuh verkommen.

Damit wären wir endlich bei dem Weigerungsgrund der Christine Epping, dem Otto Raven als treue Gefährte ins eine gerichtete Haus zu folgen: Er wollte ihrem Ruf Abbruch tun; ihrem Ruf, das läubernde Mädchen vom ganzen Dorf zu sein!

Bei der Ehe schon wollte er sie erzicken!

Und eine Wirtschaft wie in „seinem“ Haus, wo jeder, selbst bei Regenwetter, mit den nassen Schuhen gleich ins Zimmer ging, machte sie überhaupt nicht mit.

Hat sie nicht den guten Willen gehabt, ihn zu erziehen, damit er sein Haus und seine Sachen schönen lerne? Damit sie — vielleicht — sich entschließen könnten, seine Haushalt zu werden?

Alle Versuche waren mißglückt.

Immer, wenn das gute Zimmer frisch gebohnt war — Eppings hatten wirklich noch ein gutes Zimmer — legte sie einen neuen Schuhsatz auf das blankgezogene Stück Fußboden zwischen Schwelle und Teppich. Dieses Stück war am meisten gefährdet! Jeder trat fast genau in die Fußstapfen des anderen; davon wurde der Fußboden grau.